

JOBST SCHLENNSTEDT

STECKNITZ-MÖRDER

Küsten Krimi

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln

info@emons-verlag.de

www.emons-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: stock.adobe.com/Natalie

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Hilla Czinczoll

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2025

ISBN 978-3-7408-2578-2

Küsten Krimi

Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*Warum die Hölle im Jenseits suchen?
Sie ist schon im Diesseits vorhanden,
im Herzen der Bösen.*

Jean-Jacques Rousseau

Bonnie

Wenn sie an früher dachte, hatte sie klierrende Kälte und tanzende Schneeflocken vor Augen, während die Dieselmotoren der stählernen Kähne dumpf wummerten und rußige, übel riechende Wolken zurückließen.

Ihre Erinnerungen waren längst verblasst, und manches, was sie sich ausmalte, entsprang einzig ihrer Phantasie, aber die Zeiten hatten sich zweifellos geändert.

Nicht nur, dass kaum noch Schiffe auf dem Kanal fuhren, weil entweder Schleusen kaputt oder die Anlagen einfach zu klein waren. Es gab auch keine bitterkalten Winter mehr. Sie hatten Platz für ein monatelanges graues Einerlei gemacht, bei dem der Mensch auf Dauer depressiv werden musste.

So warm wie in diesem Herbst war es wohl noch nie gewesen. Auf einen langen Spätsommer im September waren außerordentlich milde Wochen gefolgt. Bis zum heutigen Tag, denn jetzt fielen die Temperaturen plötzlich so stark, dass sie in diesem Moment am ganzen Körper fröstelte. Und auch der Regen der letzten vierzehn Tage, in denen es fast ohne Unterlass gepladdert hatte, war mit einem Mal verschwunden. Stattdessen hing eine trübe Nebelsuppe über dem Ort und den Feldern am Kanal.

Normalerweise war sie für alle Wetterlagen präpariert. In ihrer dicken, regenfesten Jacke fühlte sie sich sicher vor Regen und Sturm. Sie wirkte wie ein schützender Käfig. Ihr Safe Space, der verhinderte, dass ihr irgendetwas zu nahe kam, was sie nicht an sich heranlassen wollte. Menschen, die sie nicht leiden konnte. Oder auch Situationen, die ihr unangenehm waren.

In diesem Moment, in dem sich kleine Wasserpartikel aus dem dichten Nebel lösten und auf ihrem schutzlosen Körper verteilten, vermisste sie die dicke Jacke. Sie war nur mal kurz mit der dünnen Steppweste, die sie über einen ihrer selbst

gestrickten Pullover gezogen hatte, rausgegangen. Die kleine Straße am Friedhof entlang bis zu den Feldern gelaufen. Über den Trampelpfad vor bis zum Kanal. Mindestens zweimal am Tag lief sie diese Strecke. Seit zwölf Jahren. In der Anfangszeit war die Tour für Bonnie nicht lang genug gewesen. Entweder sie hatte ihr Geschäft noch nicht verrichtet, bevor sie ihr Haus schon wieder erreicht hatten, oder aber Bonnie hatte unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass sie noch weiter am Wasser laufen wollte, indem sie mit Stöcken oder anderen Gegenständen im Maul davongerannt war.

Die Zeiten waren lange vorbei. Bonnie war altersmüde geworden. Ihre dunkelbraunen Locken sahen struppig und längst nicht mehr so dicht wie einst aus. Sie litt unter Arthrose und hatte in letzter Zeit so stark abgenommen, dass sie sich Sorgen machte, ob die Hündin vielleicht schwerer krank war. Von einem Tierarztkonsultation hatte sie bislang aber abgesehen. Sie wollte Bonnie diesen Stress nicht zumuten. Die wenigen hundert Meter bis vor an den Kanal strengten sie so sehr an, dass sie hechelte und nach Luft japste.

Ihnen blieb nicht mehr viel Zeit zusammen. Das wusste sie, und irgendwie war sie sich sicher, dass sich auch Bonnie darüber im Klaren war.

Hier, unweit der Schleuse, hatten sie so viele gemeinsame Momente erlebt. Manchmal hatten sie einfach nur dagesessen, während die Sonne hinter ihnen untergegangen war. An anderen Tagen waren sie kilometerweit am Kanal entlanggelaufen. Hier im Schatten des kleinen Waldes würde sie Bonnie vergraben und ihr einen würdigen Platz der Ruhe schenken, wenn die Zeit gekommen war.

Heute gab es allerdings nichts, was sie auch nur einen Augenblick länger an diesem Ort hielt. Der feuchte Nebel fraß sich förmlich durch alle Poren ihrer Haut, sodass sie von Minute zu Minute mehr fror und sich nichts anderes herbeisehnte, als mit einem Irish Coffee und einer wärmenden Decke in der Stube zu sitzen.

Die Kälte, die sie in diesem Moment umhüllte, war eine andere als damals. Keine klare Luft, die in der Lunge brannte. Stattdessen fühlte es sich an, als stülpe sie sich förmlich über ihren Körper. Als wolle der Nebel sie umschließen und dann langsam in sie hineinkriechen.

Sie hörte Bonnies Schritte auf dem Schotterweg, aber sehen konnte sie ihren Labradoodle schon seit einer ganzen Weile nicht mehr. Die weiße Wand vor ihr erlaubte es gerade mal, an sich hinunterzusehen.

Mit Zeigefinger und Daumen zwischen den Lippen pfiff sie nach ihr. Ein Geräusch, das Bonnie nicht nur wohlvertraut war, sondern ihr auch unmissverständlich klarmachte, dass sie zurückkommen sollte.

Sie blieb stehen und lauschte in die unsichtbare Welt hinein, die sich vor ihr auftat. Rechts von ihr der Kanal, links die kahlen Felder und dahinter der Ort, in dem sie vor fünfundfünfzig Jahren geboren worden war und den sie nie verlassen hatte. Vor ihr ein Weg, über den sie immer spaßeshalber sagte, dass jeder Kieselstein, der hier lag, auch schon unter ihren Schuhen hängend mindestens einmal durch das Innere ihres Hauses gelaufen war.

Bonnie kam einfach nicht zurück. Auch ihre Schritte waren plötzlich nicht mehr zu hören.

Sie konnte sich nur an ein einziges Mal erinnern, an dem Bonnie nicht auf ihren Pfiff reagiert hatte. Das lag noch gar nicht allzu lange zurück. Vor ein paar Wochen war sie plötzlich in einem kleinen Waldstück verschwunden, als sie ein Stück weiter kanalabwärts eine Pause eingelegt hatten. Eine Viertelstunde hatte sie nach ihr gesucht, und mit jeder Minute, die verging, war die Sorge, dass Bonnie etwas zugestoßen sein könnte, größer geworden. Doch dann hatte sie plötzlich vor ihr gestanden. Wie aus dem Nichts. Verschreckt und seltsam apathisch. Wie ein kleines Kind, das gerade etwas Grauenhaftes gesehen hatte. Mit dem Unterschied, dass Bonnie nicht erklären konnte, was geschehen war.

Sie hatte die Gedanken an diesen Moment beiseitegeschoben und sich nicht länger damit beschäftigt, was ihrem Hund an diesem Tag widerfahren war. Einzig die Erklärung, dass Bonnie wohl einem Rudel Wildschweine begegnet war, erschien ihr logisch.

Doch in diesem Augenblick kamen die Sorge und Unruhe, etwas stimme mit Bonnie nicht, mit solcher Wucht zurück, dass sie regelrecht erstarrte. Der gespenstisch wirkende Nebel tat sein Übriges.

Noch einmal pfiff sie, indem sie die Finger ihrer rechten Hand zwischen die Lippen presste. Aber der eben noch helle Laut klang jetzt viel leiser. Als hinderte sie die Angst um Bonnie daran, energischer zu pfeifen.

Sie musste nach ihr suchen. Die weiße Wand, die sich vor ihr auftürmte, durchbrechen. In der Hoffnung, dass die Schwaden sich auflösten und sich eine klare Sicht auf den Weg am Kanal auftat.

Da war ein Geräusch. Leise und kaum wahrnehmbar. Sie zuckte augenblicklich zusammen. »Bonnie?« Sie flüsterte, anstatt laut zu rufen. Stammte das Geräusch überhaupt von ihr?

Ein Wildschweinrudel oder einen stattlichen Keiler vor sich zu erahnen, jagte ihr andererseits solche Furcht ein, dass auf einmal ein eisiger Schauer ihren ganzen Körper erzittern ließ. Sie wollte nur noch weg von hier, einfach wegrennen. Aber Bonnie allein zurückzulassen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Wieder dieses Geräusch.

Etwas Dumpfes, Metallenes. Etwas, das beständig auf den Schotterweg aufschlug. Und zweifellos kam es näher. Sie fuhr herum. Überall die weiße Wand. Aber es gab kein Entrinnen aus diesem fast klaustrophobischen Zustand.

Der nächste Schlag. Und gleich noch einer. Es war jetzt ganz nahe.

Sie spürte Panik und Ohnmacht zugleich. Weil sie nicht wusste, aus welcher Richtung das Geräusch kam. Vielleicht

auch, weil sie tief im Innern eine fürchterliche Ahnung beschlich.

Noch ein Schlag. Sie drehte sich hektisch um ihre eigene Achse. Wo zum Teufel ...?

Der nächste Schlag traf sie hart auf der Stirn. Ein weiterer seitlich am Oberkörper, während sie zu Boden ging.

Davon spürte sie bereits nichts mehr. Sie hatte bei dem ersten Treffer nicht nur sofort das Bewusstsein verloren, ihr Schädel war regelrecht zertrümmert worden.

Pusteblume

Es fühlte sich an wie aus der Zeit gefallen. Ein Relikt aus dem letzten Jahrtausend. Altmodisch und so ungewohnt, dass Morten Sandt jedes Mal, wenn er das strukturierte beige Papier vor sich auf den Küchentisch legte, mit einem Lächeln auf den Lippen den Kopf schüttelte.

Bedächtig ließ er einen Füllfederhalter zwischen seinen Fingern kreisen. Die Gedanken an Paula Hinrichs strömten nur so durch seinen Kopf, aber noch gelang es ihm nicht, dieses große Durcheinander anzuhalten und sinnvoll aneinanderzuriehen.

Heute war Tag hundertsechsundachtzig, nachdem sie gemeinsam unter dem Apfelbaum gestanden und sich in den Armen gelegen hatten. An jedem einzelnen Tag seither hatte er hier gesessen und nach den richtigen Worten gesucht, um Paula seine Gefühle zu offenbaren. Und um ihr Mut zu machen, dass der bevorstehende Prozess für sie mit einem Freispruch enden würde.

Damals im Mai, Sekunden nachdem er zum zweiten Mal in seinem Leben einen Menschen getötet hatte, war beiden sofort klar gewesen, dass sie füreinander bestimmt waren. Es war, als hätten sich in diesem Moment der völligen Ruhe ihre Körper miteinander vereint. Ihre Gedanken waren eins geworden. Und ihre Herzen schienen im selben Takt zu schlagen.

Denn sie wussten, was sie verband. Das Gefühl, was es hieß, Menschen zu töten, kannten nur wenige. Zum Glück. Denn die Dämonen hatten ihn nach dem ersten Mal fast täglich heimgesucht. Die Bilder, wie er einen Fünffachmörder, der auch das Leben der schleswig-holsteinischen Familienministerin bedroht hatte, letztlich mit einem präzisen Treffer in die Stirn erschossen hatte, verfolgten ihn. In der Zeit danach hatte er allerdings regelrechte Wahnvorstellungen entwickelt, bei

denen er gedanklich auch auf andere Menschen gezielt hatte. Vor allem auf seine Kollegin Elif.

Eine Zeit lang waren sie sich nahe gewesen. Es hatte nicht viel gefehlt, und Elif und er wären ein Paar geworden. Das war zumindest seine Hoffnung gewesen, aber dann hatte sie aus fadenscheinigen Gründen den Kontakt zu ihm mehr oder weniger abgebrochen. Hatte er ihr anfangs noch nachgetrauert, war Morten irgendwann so voller Wut gewesen, dass sein Unterbewusstsein Bilder entwickelt hatte, vor denen er sich selbst fürchtete.

Doch seit dem Moment, in dem er zum zweiten Mal ein Menschenleben ausgelöscht hatte, gehörten diese Bilder der Vergangenheit an. Es war Paula, die ihn davor gerettet hatte, dass er seinen Verstand verlor, nachdem er ihren Vater erschossen hatte. Die Person, die Paulas Leben vor langer Zeit zur Hölle gemacht hatte.

Es hatte keiner Worte von Paula bedurft, um ihm über das Geschehene hinwegzuhelfen. Da war auf einmal das Gefühl gewesen, dass er das Richtige getan hatte. Er war niemand, der Menschen wahllos tötete, weil er seine Impulskontrolle verloren hatte. Morten hatte abgedrückt, weil er Leben retten wollte. Endlich hatte er verinnerlicht, was ihm Kollegen und Psychologen monatelang erfolglos einzureden versucht hatten.

Auch Paula hatte das Richtige getan. Sie hatte sich von dem Bösen in ihrem Leben befreit, ihren Geschwistern, die sie nicht geschützt hatten vor ihrem Vater. Sie war das Opfer von Menschen geworden, die willentlich ihre seelische Zerstörung in Kauf genommen hatten. Niemand, der die Hintergründe kannte und auch nur ein wenig Gerechtigkeitssinn besaß, konnte Paula ernsthaft für schuldig befinden.

Sie war eine Heldin. Hatte Rache genommen, nicht nur für sich selbst, auch für ihre Mutter, die genauso gelitten hatte. Paula war die stärkste Frau, die er kannte. Sie hatte sich mit aller Kraft, die ihr zur Verfügung stand, und unbändigem

Willen gegen ihr Schicksal gestemmt, entschlossen, sich nicht brechen zu lassen.

Morten hatte ihr Leben gerettet. In dem Moment, bevor er abgedrückt hatte, hatte sie zwar nicht hoffnungslos gewirkt, aber er zweifelte auch nicht daran, dass sie mit ihrem Leben abgeschlossen hatte. Sie war mit sich im Reinen gewesen. Bereit zu sterben, nachdem sie getan hatte, was sie tun musste.

Der Einstieg war die größte Herausforderung. Und wurde mit jedem Brief schwieriger. Denn er wollte nicht beliebig klingen. Sich nicht wiederholen und sie langweilen. War sie überhaupt noch genauso verliebt und dankbar, in ihm ihren Seelenverwandten gefunden zu haben, wie an dem verhängnisvollen Tag, an dem ihnen klar geworden war, dass sie für einander geschaffen waren? Er musste sich eingestehen, dass ihn immer öfter Zweifel plagten, dass ihre Liebe schwächer werden würde, je länger sie sich nicht sahen. Etwas, das an ihm nagte. Der Moment unter dem Apfelbaum war seine einzige Erinnerung. Die Minuten, die sich wie Stunden angefühlt hatten, ehe das SEK eingetroffen war und sie getrennt hatte.

In der ersten Woche hatten sie dreimal miteinander telefoniert. Immer nur für zwei Minuten, mehr war nicht erlaubt. Es war ihnen schwergefallen, am Telefon über ihre Gefühle zu sprechen, wussten sie doch, dass jedes Wort mitgehört wurde. Seit Paula anwaltlich vertreten wurde, fand der Kontakt zwischen ihnen nur noch per Briefwechsel statt. Er hatte Daniel Schrader, den Anwalt, mehrmals gefragt, weshalb ihnen weitere Gespräche offenbar untersagt wurden, eine befriedigende Antwort gab es allerdings bis heute nicht. Etwas, das ihn mehr verunsicherte, als er sich eingestehen wollte.

*Meine Löwin,
ich zähle die Tage, bis ich dich wiedersehen kann. Daniel
hat mir gestern das Datum des Prozessauftrags bestä-
tigt. Noch achtundzwanzig Nächte, in denen ich davon
träume, dass der Moment, in dem wir uns in den Armen*

lagen, niemals endet. Ich werde alles mir Mögliche in Bewegung setzen, dass wir uns berühren dürfen. Und sei es auch nur für ein paar Sekunden.

In den letzten Tagen habe ich mir weitere Gedanken zu deiner Verteidigung gemacht. Ich treffe mich nächste Woche mit Daniel, dann sprechen wir das Vorgehen noch einmal im Detail durch. Ich bin guter Hoffnung, dass wir einen Schlachtplan ausarbeiten, der allen deutlich machen wird, dass du unschuldig bist. Niemand, der für Gerechtigkeit sorgt, kann jemals schuldig sein. Daniel wird dem Richter klarmachen, dass eine Verurteilung von dir ein fatales Zeichen gegenüber allen Frauen wäre, die unter Erniedrigung und Gewalt in der eigenen Familie leiden müssen. Es ist unsere Aufgabe ...

Morten setzte den Stift abrupt ab und seufzte laut. Dann griff er mit der linken Hand nach dem Papier und zerknüllte es. In so vielen Briefen hatte er Paula bereits versprochen, dass am Ende des Prozesses ihr Freispruch stehen würde. Weil es gar nicht anders sein konnte. Oder zumindest Schuldunfähigkeit, was dann wohl auf einen Maßregelvollzug hinauslaufen würde.

Manchmal fragte er sich, ob die mantraartige Beschönigung der ehrlicherweise ziemlich hoffnungslosen Ausgangssituation eher autosuggestive Beweggründe hatte. Er wollte nicht wahrhaben, dass Paula die nächsten fünfzehn Jahre hinter Gittern verbringen musste, wenn sie überhaupt jemals wieder auf freien Fuß käme. Stattdessen versuchte er vor allem sich selbst einzureden, dass alles gut werden würde. Dass diese Verbindung zwischen ihnen, die ihn in dem Moment ihrer Umarmung so elektrisiert hatte wie die Zusammenführung zweier Stromleitungen, eine Chance auf Normalität besaß. Dass er die nächsten Jahre nicht Briefe schrieb, die er wegschmiss, um wieder neu anzufangen. Dass er die Frau, die dafür gesorgt hatte, dass seine Wahnvorstellungen von einem

auf den anderen Moment verschwunden waren, heiraten und mit ihr eine Familie gründen würde.

Anfangs hatte er aus der Hoffnung, dass es am Ende genau so kommen würde, seine ganze Motivation gezogen, aber in den letzten Wochen waren immer mehr Zweifel aufgekommen. Vor allem die Ungewissheit, was Paula noch für ihn empfand, nagte an ihm. Ohne jemandem in die Augen sehen zu können, ihn zu berühren, Worte auszutauschen, fühlte sich eine Beziehung nur wie eine Illusion an. Und dieser Eindruck verstärkte sich, je mehr Zeit verging, ohne dass sie sich sahen.

Irgendwo im Hintergrund vibrierte sein Handy. Morten hatte es im Flur auf der schmalen Kommode abgelegt, weil er nicht abgelenkt sein wollte, wenn er Paula schrieb. Eine Zeit lang hatte das funktioniert. Er war wie im Tunnel gewesen, wenn er mit dem Füllfederhalter in der Hand am Küchentisch gesessen hatte. Doch zuletzt hatte er sich immer öfter dabei erwischt, dass er aufgestanden und mit seinem Telefon in der Hand in der Wohnung auf- und abgelaufen war. Er hatte nach irgendwelchen Begriffen gegoogelt, die ihm gerade durch den Kopf gingen, war in die unappetitlichen Tiefen verschiedener sozialer Medien abgetaucht oder hatte sich Fotos von Paula angesehen, die er im Internet gefunden und gespeichert hatte.

Sein Handy war bereits wieder verstummt, als er im Flur ankam. Allerdings leuchtete es im nächsten Moment noch einmal auf. Eine WhatsApp von Daniel Schrader, er bat um dringenden Rückruf. Sofort war Morten wieder im Modus der Verteidigungsstrategie im bevorstehenden Prozess gegen Paula. Wenn es dringend war, gab es offenbar Neuigkeiten. Vielleicht konnte er endlich wieder mit ihr telefonieren? Oder sie sogar besuchen?

Hastig tippte er auf dem Display herum und wählte die Nummer von Paulas Anwalt. Nach dem zweiten Klingeln meldete er sich.

»Danke, dass du so schnell zurückrufst.« Schrader klang kurzatmig, als würde er joggen. »Ich bin gerade auf dem Weg

zu meinem Wagen, der steht dummerweise bei meiner Freundin ein paar Straßen weiter. Die Staatsanwaltschaft hat sich eben bei mir gemeldet, ich soll so schnell es geht in die JVA kommen.«

»Und weshalb?« Morten spürte, noch während er seine Frage stellte, dass er die Antwort vielleicht gar nicht wissen wollte. Ein unwohles Gefühl fraß sich binnen Sekunden durch seinen Körper. Tausend schlechte Gedanken auf einmal brachen sich Bahn.

»Paula hat es schon wieder getan«, antwortete Schrader. Er musste schwer schlucken, ehe er mit belegter Stimme weiterredete. »Ich weiß nicht, wie und weshalb, aber offenbar hat sie eine Mitinsassin getötet.«

Morten bearbeitete mit der linken Hand seine Schläfen, während er seine rechte, in der er das Telefon hielt, langsam nach unten rutschen ließ. Jeder Funke Hoffnung, dass Paula und er eine gemeinsame Zukunft haben könnten, verflog in diesem Augenblick wie die Samen einer Pusteblume im Wind.

Er hatte gedacht, es wäre ihr nur um ihre eigene Familie gegangen. Sie hatte getötet, um die Dämonen ihrer Vergangenheit zu besiegen und endlich ein freies Leben zu führen. Selbst wenn »frei« in diesem Fall fürs Erste die Untersuchungshaft bedeutete.

Aber wenn es stimmte, was Schrader gerade gesagt hatte, dann war bei Paula wohl einiges mehr in Unordnung, als er gedacht hatte. Sie war eine eiskalte Killerin, der es offenbar vollkommen egal war, ob sie ihre Zelle jemals wieder verlassen durfte. Was gleichzeitig aber auch nichts anderes hieß, als dass ihre Beziehung für sie keine Bedeutung besaß.

Die Erkenntnis hämmerte sich mit schnellen Schlägen in seine Hirnwindungen. Eine Mischung aus maßloser Enttäuschung und Wut auf sich selbst, Paula derart falsch eingeschätzt und sich gefühlsmäßig so sehr in die Sache hineingesteigert zu haben, machte sich in ihm breit. Doch da war noch etwas anderes, mit dem er rang. Etwas, das ihn auf eine seltsame Weise

triggerte. Von dem er sofort wusste, dass er den Gedanken am besten so schnell wieder verdrängen sollte, wie er gekommen war.

Ohne Erfolg. Die Tatsache, dass Paula erneut einen Menschen umgebracht hatte, ärgerte ihn. Denn nun hatte sie bereits doppelt so oft wie er getötet.

Kokosnuss

Sein Knie schmerzte. Etwas mehr als an anderen Tagen. Aber nicht so stark, dass es ihn wirklich beunruhigte. Die Tabletten halfen, und wenn es schlimmer werden würde, musste er die Dosis eben erhöhen. Dieses Problem war jedenfalls das geringste.

Etwas mehr Sorge bereitete ihm seine Handinnenfläche. Die Haut war aufgeplatzt, sodass jede Bewegung mit der rechten Hand höllisch wehtat. Die plötzliche Kälte sorgte dafür, dass die Falten aufrissen und er sich mit Vaseline und Verbänden helfen musste. Genau an der Stelle, wo sich der verzierte Metallkopf seiner Gehhilfe in seine Hand hineinschmiegte.

In manchen Wintern zog sich die Haut komplett zurück, die offene Wunde pochte dann Tag und Nacht und ließ ihn kaum zur Ruhe kommen. Er hatte mehrere Ärzte aufgesucht, aber außer mit Cremes und Mullbinden hatten sie ihm nicht helfen können. Er war sich sicher, dass es ihm an irgendeinem Vitamin oder einem anderen Stoff mangelte, dass seine Zellmembran so brüchig war. Vielleicht war es auch seine Seele, die sich auf diese Weise äußerte. Stellvertretend für sein gebrochenes Leben trug er die offene Wunde in seiner Handinnenfläche. Eine Wahrsagerin hätte wahrscheinlich keine Lebenslinien vorgefunden, sondern einen exklusiven Blick durch das Tor zur Hölle.

Er lächelte bei dem Gedanken daran. Vor allem, weil er ein Gefühl der Erleichterung verspürte. Denn gestern war der Tag gewesen, an dem er dieses Tor ein erstes Stück zugeschoben hatte. Noch längst nicht weit genug, um zufrieden zu sein und Genugtuung zu empfinden. Dafür waren noch drei weitere Schritte notwendig. Drei Frauen, die sterben würden, weil sie es verdienten. Weil sie durch und durch böse Menschen waren. Jede auf ihre Art und Weise, mit einer schweren Schuld, die sie mit sich trugen. Eine Schuld, für die sie niemals zur Rechen-

schaft gezogen wurden. Von der niemand auch nur etwas ahnte. Dass sie ein ganz normales und angesehenes Leben führten, anstatt die Strafen zu verbüßen, die in einer gerechten Welt auf sie gewartet hätten! Vielleicht wären sie zugrunde gegangen, wenn sie zehn Jahre oder mehr mit richtigen Schwerverbrechern im Knast gesessen hätten. Es wäre das Mindeste gewesen.

Richtige Schwerverbrecher, wiederholte er seine Gedanken und musste dabei höhnisch lächeln. Als wären sie nicht selbst welche. Das, was sie getan hatten, war so abartig und von unvorstellbarer Grausamkeit, dass jeder Mörder in der JVA einen großen Bogen um diese Frauen gemacht hätte.

Er hatte lange gebraucht, um zu verinnerlichen, dass es keine andere Lösung geben konnte, als seine seelischen Wunden Stück für Stück und vor allem für immer zu schließen. Und deshalb war der Tod die einzige gerechte Strafe für diese Monster.

Sie hatten ihr Leben gelebt, als wäre nie etwas vorgefallen. Als wäre das, was ihm den Boden unter den Füßen weggezogen hatte, niemals passiert. Eiskalt und ohne jede Reue. Sie hatten sich gegenseitig Alibis gegeben und anschließend geschwiegen. Und niemals auch nur den Anschein erweckt, dass sie irgendetwas damit zu tun hatten, was damals nicht nur ihn und seine Familie, sondern den ganzen Ort erschüttert hatte.

Es war weniger anstrengend gewesen, als er befürchtet hatte. Zwei Schläge mit seinem Stock hatten gereicht, dass sie zu Boden gegangen war. Dass sie sofort tot war, hatte er gesehen, ohne sich zu ihr hinunterzubeugen. Das Geräusch nach dem ersten Treffer hatte sich angehört, als hätte er eine Kokosnuss gespalten. Blut und andere Flüssigkeiten waren unmittelbar danach ausgetreten. Ihm war zwar nicht schlecht geworden, aber zugegebenermaßen war der Anblick wirklich unschön gewesen.

Er hatte seinen Stock abgelegt und nach ihren Armen gegriffen, um sie über den Schotter bis zur Uferböschung zu zerren. Die deutlich schwierigere Aufgabe. Wie lange es ge-

dauert hatte, konnte er im Nachhinein nicht mehr sagen, aber er schätzte, dass er mehr als zehn Minuten an dem leblosen Körper gezogen hatte. Zwischendurch musste er immer wieder absetzen, weil er außer Atem gewesen war und sich die Schmerzen in seinem Bein wie kleine Nadelstiche anfühlten. Den kurzen Gedanken, sie einfach liegen zu lassen, hatte er schnell abgeschüttelt. Er brauchte mehr Zeit, um die weiteren Schritte in Angriff zu nehmen und zu vollenden, womit er nun endlich nach so langer Vorbereitungszeit begonnen hatte, deshalb musste er ihre Leiche in den Kanal befördern.

Schließlich war es ihm gelungen, sie vom Weg bis zum Ufergrün zu ziehen und dann vorbei an Schilf und Rohrkolben ins Wasser zu schieben. Im letzten Moment gab er ihr noch einen kräftigen Schubs mit, sodass die Leiche aus seinem Blickfeld, das aufgrund des dichten Nebels allerdings auch keine zwei Meter betrug, wegdriftete.

Nachdem er seinen Stock geholt hatte, war er noch einige Minuten einfach nur am Wasser gestanden und hatte auf die weiße Nebelwand, die darüber waberte, geblickt. Sie wirkte gespenstisch, aber auf eine gewisse Weise auch wie die Himmelspforte. Die Erlösung in Form einer luftigen bodennahen Wolkenschicht, durch die sich ganz weit entfernt die Sonne brach.

Bei dem Gedanken daran, wie schief dieser Vergleich war, lächelte er. Wenn es jemanden da oben gab, der über sie wachte, würde er wohl hoffentlich dafür sorgen, dass auf seine Opfer hinter der weißen Wand eine Abzweigung wartete, die auf direktem Weg in die Hölle führte.

Er griff nach seinem Notizbuch, in das er vor ziemlich genau zwei Jahren die ersten Worte geschrieben hatte.

»Gerechtigkeit. Für dich.«

Seit diesem Tag hatte er hundertsiebenundzwanzig Seiten eng beschrieben. Nur noch eine einzige Seite war übrig. Auf der er seinen teuren Kugelschreiber aber erst ansetzen würde, wenn er endgültig für Gerechtigkeit gesorgt hatte.

Er blätterte vor bis zu den Informationen über die zweite Frau, die er töten musste. Über sie hatte er am wenigsten gesammelt, aber dennoch genug, um sich sicher zu sein, wie er vorgehen musste. In seiner Wetter-App hatte er gesehen, dass der Nebel mindestens heute noch bleiben würde. Diese nicht eingeplante zusätzliche Chance, buchstäblich aus dem Nichts zuzuschlagen, wollte er sich nicht entgehen lassen. Er würde schon heute Abend weitermachen. Und je schneller er war, desto mehr Schritte war er der Kripo voraus. Es sei denn, es gelang ihnen, eine Verbindung herzustellen.

Wenn sie gut waren, würden sie irgendwann dahinterkommen, aber sicherlich nicht innerhalb weniger Tage. Dafür mussten sie tief bohren, viele Gespräche führen und auch noch das nötige Glück haben, die richtigen Antworten zu bekommen.

Das war das einzige Gute daran, dass sie immer geschwiegen und alles unter den Teppich gekehrt hatten. Diejenigen, die noch am Leben waren, würden auch jetzt nicht zur Polizei gehen und darüber reden, dass sie einen Verdacht hegten. Und darüber hinaus gab es nur ganz wenige Menschen, die wussten oder ahnten, was damals tatsächlich geschehen war.

Sein Finger fuhr über die letzten Sätze des zweiten Kapitels in seinem Notizbuch.

»Sie verlässt die Kirche an beiden Tagen meistens zwischen siebzehn Uhr dreißig und siebzehn Uhr fünfundvierzig und schließt dann die Tür ab. Anschließend geht sie zu Fuß nach Hause.«

Er las sie laut vor, um sich innerlich auf die Situation, die ihn erwarten würde, vorzubereiten. Monatelang hatte er die Frau beobachtet, und jedes Mal war sie an zwei Tagen in der Woche dort gewesen. Mittwochs und donnerstags. Heute war Mittwoch. Wenn also nichts Ungeplantes dazwischenkäme, würde er ihr heute Abend auflauern. Und ein zweites Mal einen Menschen mit seinem Stock erschlagen.

Einsamkeit

Hagen Kopmann stand mit verschränkten Armen auf dem Deck seines in die Jahre gekommenen Binnenschiffs. Zu wissen, dass jede Fahrt die letzte sein konnte, kam ihm unwirklich vor. Immerhin war dieser Kahn aus Stahl, und die Kanäle und Flüsse Norddeutschlands waren seit mehr als vierzig Jahren seine Welt. Die einzige Welt, die es für ihn gab. Eine, von der er sich allerdings in wenigen Wochen verabschieden musste. Für immer.

Wenn er ausgesprochen viel Glück hatte, blieb ihm vielleicht noch ein halbes Jahr. Wobei er sich gar nicht sicher war, ob er wirklich darauf hoffen sollte, dass es so lange dauerte. Was die Ärzte ihm über den Verlauf der Krankheit gesagt hatten, war so niederschmetternd, dass er sich nichts mehr wünschte, als sein Leben selbstbestimmt zu beenden. Am liebsten wollte er hier auf seiner »MS Stecknitz« sterben. Er würde an einem Liegeplatz oder auch nur an einem Dalben anlegen, einfach die Augen schließen und nie wieder aufwachen. Friedlich und ohne Schmerzen sterben. Bevor es ihn langsam und qualvoll dahinraffte.

Kopmann verwarf den Gedanken, als er bemerkte, dass sich die nächste Schleuse keine hundert Meter vor ihm auftat. Er hatte am frühen Morgen im Klughafen in Lübeck losgemacht. Seine Stimmung hatte sich dem nebligen Herbstwetter angepasst, spätestens als er seinen alten Kahn um die Lübecker Altstadt herum in Richtung Elbe-Lübeck-Kanal steuerte.

Die Situation der letzten Monate war nicht nur wegen seiner Krankheit hoffnungslos gewesen. Die gesperrte Schleuse in Lankau hatte ihn endgültig an den Rand des finanziellen Ruins gebracht. Und das, obwohl er gar nicht viel benötigte, sein gesamtes Hab und Gut befand sich hier auf dem Schiff. Vor fünf Jahren hatte er endlich die letzte Rate für die »Steck-

nitz« an die Bank gezahlt, sodass sich seine Welt eine Zeit lang wie entfesselt angefühlt hatte. Unabhängig und schuldenfrei. Zufrieden mit dem Leben und vor allem gesund.

Erst die Pandemie hatte ihn zurück auf den Boden der Realität gebracht. So hart, wie er es nicht für möglich gehalten hätte. Die finanziellen Einbußen infolge vieler ausgebliebener Aufträge hatten seine Reserven binnen weniger Monate aufgefressen.

Schlimmer war allerdings die Einsamkeit gewesen. Einsamkeit war nichts Außergewöhnliches für ihn. Ganz im Gegenteil, jeder Partikulier war einsam, das gehörte zum Beruf eines Binnenschiffers. Aber selbstverständlich freute er sich darauf, in jedem Hafen und an jeder Schleuse auf Menschen zu treffen, von denen er einige seit Jahrzehnten kannte. Ein kurzer Small Talk hier, auf eine Zigarette und einen Kaffee dort, und gelegentlich bekam er auf seinem Kahn sogar Besuch von alten Freundinnen, die es schätzten, wenn er alle paar Wochen für einen kurzen Stopp anlegte.

Kopmann lächelte bei den Erinnerungen daran für einen kurzen Augenblick. Doch der dunkle Schatten der letzten Zeit meldete sich sofort wieder zurück. Die Einsamkeit, die finanziellen Probleme und schließlich die Diagnose: sein Todesurteil.

Die Fahrt über den Elbe-Lübeck-Kanal zog sich. Auf sechzig Kilometern musste er insgesamt sieben Schleusen passieren. Allein auf den ersten sechzehn Kilometern waren es vier. Die ersten beiden hatte er bereits hinter sich, doch der nächste Schleusengang in Berkenthin stand jetzt bevor.

Er grüßte den Schleusenwärter und einen Mann in einem dunklen Parka, der plötzlich aus dem Nebel am Ufer auftauchte und mit seinem Hund spazieren ging. Er schien Probleme zu haben, das bellende Tier zu bändigen, und wandte sich schnell wieder ab, ehe er im Nebel so schnell verschwand, wie er aufgetaucht war. Dann steuerte Kopmann die »MS Stecknitz« wie schon unzählige Male zuvor behutsam in die Kammer.

Ein Denkmal der frühen Industrialisierung, wie es ihm vor langer Zeit sein Vater erzählt hatte. Als der Elbe-Lübeck-Kanal Ende des 19. Jahrhunderts erbaut worden war, hatte es noch längst keine Stromversorgung gegeben, weshalb die Schleusen so errichtet wurden, dass sie nur durch Wasserkraft betrieben werden konnten. Mit für die damalige Zeit großzügig dimensionierten Brücken. Unvorstellbar, wenn er daran dachte, dass heute selbst sein alter Kahn schon an die Grenzen des Machbaren stieß.

Kopmann vertäute sein Schiff. Hinter ihm schlossen sich die Tore, und der Schleusenvorgang startete. Während sich die Kammer mit Wasser füllte und sein Schiff langsam nach oben trieb, stand Kopmann am Bug und ließ seinen Blick schweifen. Allzu weit sah er allerdings nicht, der Nebel hing wie ein Schleier über der Landschaft.

Heute würde er es bis Lauenburg schaffen, wo er dann die Nacht verbrachte, um morgen früh elbabwärts weiterzufahren und nach wenigen Kilometern in den Elbe-Seitenkanal einzubiegen. Er würde in Uelzen Futtermittel zuladen und darauf hoffen, dass er Tina, seine alte Liebe aus der Lüneburger Heide, noch ein letztes Mal treffen konnte. Ein letztes Mal in ihren Armen liegen und ihre Wärme spüren. Getröstet werden, ohne dass sie überhaupt Worte finden musste.

Und schließlich würde er sich von ihr verabschieden und seinen Weg fortsetzen. Vielleicht noch einmal den Mittellandkanal ansteuern, in Braunschweig einen Zwischenstopp einlegen und dann in Hannover und Minden Ladung löschen und mit neuer wieder den Weg nordwärts antreten.

Nach wenigen Minuten öffneten sich die Schleusentore auch schon wieder. Kopmann nickte dem Schleusenwärter zu und warf ihm noch ein paar frotzelnde, aber nett gemeinte Worte hinterher. Man kannte sich.

Er ging zurück in Richtung Heck, betrat die kleine Kommandobrücke und betätigte, ohne hinsehen zu müssen, einige Knöpfe und Schalter. Das Instrumentenboard zu bedienen

war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, wie andere ihre Finger über die Tasten eines Klaviers fliegen ließen.

Er beschleunigte erst langsam, dann etwas schneller. Ein sich seit Jahrzehnten wiederholendes Ritual. Ankunft und Abschied, ohne jemals anzukommen oder wegzugehen.

Ein sehr leises, dumpfes Geräusch durchbrach seine Gedanken. Kaum wahrnehmbar, aber im Laufe der Jahre hatte er sein Gehör darauf trainiert, jeden noch so schwachen Laut in seiner Umgebung aufzunehmen und abzuspeichern. Wenn er mit dem Rumpf an die Tender oder Dalben stieß oder auch mal leicht mit der Schleusenkammer kollidierte. Auch das Geräusch von knarzendem Stahl kannte er nur allzu gut. So manches Mal hatte er andere Binnenschiffe gerammt, aber meistens war es bei ein paar Kratzern geblieben. Einmal hatte es allerdings richtig rums gemacht. Vor dreißig Jahren hatte es sein Baby so stark erwischt, dass es fast gekentert wäre. Ein niederländischer Kahn, der ihm entgegengekommen war, hatte plötzlich einen Maschinenausfall erlitten und seine »MS Stecknitz« links am Bug gerammt. Nur mit viel Glück und der Hilfe des Niederländers hatte er den Totalverlust seines Schiffs verhindern können.

Dieses Geräusch gerade war jedoch anders gewesen. So leise, dass es auch kein Baumstamm sein konnte, den ein anderes Schiff versehentlich verloren hatte. In jedem Fall nichts, worüber er sich Sorgen machen musste, war er sich sicher.

Kopmann spürte an den Vibrationen, dass sein Schiff langsam Fahrt aufnahm und die Schleusenkammer verließ. Bei jeder Geschwindigkeitsstufe knarzte eine andere Stelle am Rumpf, oder es klapperten Gegenstände und Halterungen. Manchmal flackerte sogar das Licht.

Plötzlich zuckte er zusammen. Rief da draußen jemand seinen Namen? Er spitzte die Ohren.

»Kopmann, halt an!«, hallte es durch die nur angelehnte Tür.

Er irrte nicht. Manni, der Schleusenwärter, rief allerdings nicht nur nach ihm, er brüllte regelrecht, während er dreißig

Meter hinter dem Heck mit wedelnden Armen am Schleusenufer stand. Soweit Kopmann es durch den dichten Nebel erkennen konnte.

Sofort stoppte er die Maschinen. Noch hatte er keine fünf Knoten erreicht, der Bremsweg war überschaubar. Hastig sah er sich um. Links und rechts säumten einige Stahldalben den Kanal. Schon mehrfach hatte er sie genutzt, um an ihnen festzumachen. So würde er auch jetzt vorgehen.

Vorsichtig steuerte er den ersten Dalben an und drückte die »MS Stecknitz« dagegen. Dann lief er, so schnell es sein müder Körper zuließ, wieder nach draußen und warf das Festmacherseil über den Dalben. Nachdem er das Schiff vertäut hatte, trat er langsam ans Heck und schärfte seinen Blick. Vor ihm die Schleuse, die er gerade verlassen hatte.

Der Nebel zog jetzt schneller über den Kanal. Ab und zu gab er den Blick frei. Manni winkte noch immer und zeigte wieder in das Wasser. Kopmann kniff die Augen zusammen, weil ihn der helle Nebel blendete. Aber er war sich jetzt sicher, dass dort etwas schwamm. Zwanzig Meter entfernt erkannte er die Umrisse eines menschlichen Körpers. Er trieb fast mittig im Kanal, mit dem Rücken nach oben. Der Grund des leichten, kaum wahrnehmbaren Geräuschs.

Kopmann schluckte schwer. Er hatte viel erlebt in den vergangenen Jahren. Bilder verschiedenster schöner und auch gefährlicher Begegnungen liefen vor seinem inneren Auge vorbei. Auf den Anblick dieser Leiche hätte er allerdings auch weiterhin gut und gerne verzichtet.

Männer-Ding

Ida-Marie Berg lehnte sich in ihrem Schreibtischstuhl zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. In letzter Zeit saß sie viel zu oft hier und starrte an die Decke oder aus dem Fenster ihres Büros im vierten Stockwerk des Behördenhochhauses in der Possehlstraße, in dem sich die Bezirkskriminaldirektion Lübeck befand.

Im Kommissariat 1, der Mordkommission, leitete sie ein Team von einer Handvoll Kolleginnen und Kollegen. Weil sie selbst jahrelang Mitarbeiterin des Teams gewesen war, wusste sie, dass eine Phase wie die aktuelle herausfordernd sein konnte. Seit Mitte Juli hatte es keine größere Ermittlung mehr gegeben, die Mörder und Verbrecher selbst schienen in diesem Jahr eine verlängerte Sommerpause eingelegt zu haben. Sie hatte die Statistik nicht genau im Kopf, aber ihre subjektive Empfindung war, dass Mordermittlungen überproportional oft in den kalten Monaten stattfanden. Wenn die Sonne früher unterging und die Temperaturen kälter wurden. Trotzdem war es äußerst ungewöhnlich, dass über einen Zeitraum von fast vier Monaten keinerlei Tötungsdelikt oder zumindest ein versuchter Mord in einer Stadt wie Lübeck vorgefallen war.

Sie wollte sich nicht beschweren. Jeder Tag, an dem kein Verbrechen geschah, war ein guter. Für die Bewohner der Stadt, aber auch für sie als Kriminalpolizisten. Niemand von ihnen, das unterstellte sie zumindest, wünschte sich einen Mord, damit sie ausrücken und die Ermittlungen aufnehmen konnten. Und doch war da diese Leere bei ausnahmslos allen im Team, wenn es nichts gab, wozu sie einen sinnvollen Beitrag leisten konnten. Wenn sie nicht mehr wussten, welchen alten Cold Case sie sich noch einmal vornehmen sollten, ohne frustrierenderweise auch nur die kleinste Erkenntnis dazuzugewinnen.

Ihr Job war es, die schlimmsten Verbrechen, zu denen Menschen fähig waren, aufzuklären. Und nicht selten waren die Hintergründe, die zu diesen Taten führten, noch viel grauenhafter. Wenn sie die Motive aufdeckten und so tief in Familien- und Abhängigkeitsverhältnisse blickten, wünschten sie sich nicht selten, diesen Teil ihrer Arbeit möglichst ausblenden zu können.

Seit einigen Wochen hatte sie ein neues Foto von ihrem Sohn im Bilderrahmen auf ihrem Schreibtisch. Karl war mittlerweile achtzehn Monate alt und ein »vollständiger Mensch«, wie sie manchmal aus Spaß sagte. Er bewegte sich längst selbstständig, redete ununterbrochen, forderte alles ein, was er meinte, einfordern zu müssen, und war der Sonnenschein, der ihrem Leben gefehlt hatte.

Umso schlechter war ihr Gewissen, weil sie viel zu wenig Zeit mit ihm verbringen konnte. Sie arbeitete nahezu Vollzeit, konnte ihren Job aber immer seltener aus dem Homeoffice ausüben, wie es direkt nach der Pandemie noch möglich gewesen war. Selbstverständlich war Simon, ihr Lebensgefährte, ein guter Vater. Zumindest nach den Maßstäben, die sie bei ihm anlegte. Sie waren nicht sonderlich hoch, um nicht zu sagen, viel niedriger als bei jedem anderen Menschen, mit dem sie sich jemals vorgestellt hatte, Kinder zu bekommen.

Das war in Ordnung für Ida-Marie. Sie hatte vom ersten Tag an gewusst, dass Simon anders war als die anderen. Als sie ihn kennengelernt hatte, war er am Tiefpunkt seines Lebens gewesen. Er selbst bezeichnete sich als bester Privatermittler mindestens von Norddeutschland, aber er besaß auch eine dunkle Seite, hervorgerufen durch den Mord an seinen Eltern, den er selbst als Kind hatte mitansehen müssen. Sein Vater hatte in den achtziger Jahren als Spion für den KGB gearbeitet und sich später, nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, auch von den Amerikanern einspannen lassen. Ein klassischer Doppelagent, dessen Fassade offenbar aufgeflogen war, weshalb die Russen ihn und Simons Mutter in ihrer eigenen Wohnung

erschossen hatten. Eine unglaubliche Geschichte, die sich eher nach einem Thriller als der Wirklichkeit anhörte.

Simon war als Vollwaise aufgewachsen. Eine Zeit, die so schlimm gewesen sein musste, dass er dazu bislang geschwiegen hatte. Nur ein einziges Mal hatte er sich geäußert, ein flüchtiger Kommentar, dem Tod damals so nahe gestanden zu haben, dass er es selbst kaum glauben könne, heute Vater eines zauberhaften kleinen Sohns zu sein.

Dass die Ereignisse seiner Kindheit und Jugend tiefen Spuren bei Simon hinterlassen hatten, war kaum verwunderlich. Einerseits besaß er bisweilen ein überbordendes Ego mit Hang zur völligen Selbstüberschätzung, andererseits musste jeder, der ihn schon mal erlebt hatte, eingestehen, dass er einen messerscharfen Verstand besaß und Situationen schon zu Ende gedacht hatte, während andere neue Informationen erst noch verarbeiten mussten.

Seine andere Seite hatte Ida-Marie bislang zum Glück noch nicht persönlich erleben müssen, aber ihr früherer Kollege Birger Andresen hatte ihr oft genug erzählt, wie es war, wenn Simon im Alleingang ohne jede Rücksicht ermittelte. Aus Birgers Mund klangen derartige Vorwürfe natürlich wie blanke Hohn, war er doch als Kriminalpolizist bei der Mordkommission Lübeck selbst als einsamer Wolf bekannt geworden. Dennoch wusste sie, was er meinte.

Birger war der Ansicht, dass Simon autistische Züge aufwies, und sie konnte nicht leugnen, selbst schon oft gedacht zu haben, Anzeichen des Asperger-Syndroms bei ihm festgestellt zu haben. Manchmal schien es, als wären ihm seine Mitmenschen komplett egal. Personen, die sich in einem Raum mit ihm befanden, registrierte er gar nicht. Auf Befindlichkeiten nahm er keine Rücksicht. Wenn er in seinem Film war und sich mit seiner Meinung überlegen fühlte, dann war Simon niemand, den man sympathisch fand. Sie war sich sicher, dass er dann nicht vorsätzlich handelte, vielmehr kam in diesen Momenten sein grundehrlichstes Verhalten zum Vorschein. Er war einfach

er selbst, ohne sich zurückzuhalten und Rücksicht auf andere zu nehmen. Letzteres fehlte einfach in seiner DNA.

Die dunkle Seite bestand allerdings aus etwas ganz anderem. Auch davon hatte ihr Birger mehr als einmal berichtet. Wenn Simon sich in Krisensituationen befand, weil die Bilder aus seiner Kindheit zurückkehrten und ihn überforderten. Wenn ihn kleinste Dinge während einer Ermittlung zurückwarfen und er deswegen den Halt verlor. Dann passierte etwas mit ihm. Das löste in Ida-Marie eine Unruhe aus, obwohl sie diese Situation selbst noch gar nicht erlebt hatte.

Simon konnte selbstzerstörerisch sein. In diesen Phasen psychischer Labilität trank er Unmengen an Alkohol, bis er nicht mehr Herr seiner Sinne war. Ida-Marie wollte gar nicht wissen, wie viele solcher Abstürze es in seinem Leben gegeben hatte, aber die wenigen, von denen sie gehört hatte, jagten ihr eine unterschwellige Angst ein. Etwas, das ihre Beziehung, obwohl es zwischen ihnen noch kein Problem gewesen war, belastete. Nicht zu wissen, ob und wann der Mann an ihrer Seite, der Vater ihres gemeinsamen Sohns, vielleicht in eine schwere depressive Phase abglitt, empfand sie als ständigen Ritt auf der Rasierklinge, den sie bislang besser gemeistert hatte, als anfangs befürchtet.

Insgesamt schien Simon gefestigter zu sein als noch vor wenigen Jahren. Er war niemand, der über seine eigenen Gefühle sprach, aber sie war sich sicher, dass sie es war, die ihm den Halt gab, der ihm in seinem bisherigen Leben gefehlt hatte. Genau wie die Verantwortung für einen kleinen Menschen, der es besser haben sollte als er. Der seine Eltern nicht verlieren sollte, bevor er sein zehntes Lebensjahr erreicht hatte.

Dass Simon seit einigen Monaten mit Birger Andresen und Kalle Hansen gemeinsame Sache machte, schmeckte Ida-Marie allerdings gar nicht. Natürlich war ihr immer klar gewesen, dass er sich nicht ausschließlich um das Wechseln der Windeln und die Zubereitung von Pastinakenbrei kümmern würde, aber dass er ausgerechnet auf die Idee kam, mit diesen beiden

Enfants terribles eine gemeinsame Detektei zu gründen, um die ganz großen Verbrechen auf dieser Welt aufzuklären, sorgte mindestens für ein mulmiges Gefühl.

Sie hatte ihm ihre Sorge offenbart, dass sie keine Ahnung hätten, worauf sie sich da einließen. Birger und Kalle waren zu alt für investigative Ermittlungen der Größenordnung, an die Simon offenbar dachte. Und überhaupt müsse er aufpassen, es nicht wieder zu übertreiben und sein Leben aufs Spiel zu setzen, weil er der Meinung war, allen und vor allem sich selbst beweisen zu müssen, der beste und scharfsinnigste Detektiv der ganzen Welt zu sein. Darunter dachte Simon nicht.

Ida-Marie musste lächeln. Ein bitteres Lächeln, hatte sie doch sofort gespürt, dass ihre Worte kaum zu ihm durchdrangen. Er hatte ein neues Ziel in seinem Leben, und er schien sehr entschlossen zu sein, die »Agentur Knurrhahn«, wie er sie genannt hatte, weltberühmt zu machen.

In Gedanken versunken, schrak sie zusammen, als ihre Bürotür vorsichtig aufgestoßen wurde. Im nächsten Moment stand der neue Mitarbeiter der Mordkommission vor ihr. Sebastian Schilling, ein zurückhaltender Kriminalbeamter Ende vierzig, der zuletzt in Hamburg gearbeitet und den Ida-Marie ganz bewusst vor zwei Monaten in ihr Team geholt hatte. Sie wollte den noch jüngeren Kollegen und Kolleginnen, die zuletzt mehr Verantwortung übernehmen mussten, als eigentlich für sie vorgesehen war, einen erfahrenen Kriminalpolizisten an die Seite stellen. Seitdem Birger in den vorzeitigen Ruhestand gegangen war, machten Morten, Elif und Birgers Sohn Ole einen tollen Job, aber nicht einmal sie alle zusammen hatten so viel Berufserfahrung wie Ida-Marie oder der Neue im Team.

»Was gibt's?«, fragte sie, etwas irritiert darüber, dass Sebastian einfach ohne anzuklopfen in ihr Büro getreten war.

»Die Einsatzleitung hat gerade bei mir angerufen«, sagte er mit ernster Stimme und trat noch etwas näher. Dabei zog er seinen rechten Fuß nach. »Es wurde eine weibliche Leiche

gefunden. Im Elbe-Lübeck-Kanal nahe der Schleuse in Berkenthin.«

»Wenn wir direkt eingeschaltet werden, heißt das ...« Sie verzichtete darauf, den Satz zu vollenden.

»... wir haben es womöglich mit Fremdeinwirkung zu tun«, nahm Sebastian ihr die Worte ab. »Die Frau hat offenbar schwere Kopfverletzungen. Laut den Kollegen von der Streife, die zuerst vor Ort waren, ein ziemlich übler Anblick.«

»Aber es könnte genauso gut ein Unfall gewesen sein?«, fragte Ida-Marie. »Vielleicht ist die Frau gestürzt und hat sich --«

»Ihr ganzer Körper ist wohl von Hämatomen übersät.«

»Verstehe.« Ida-Marie erinnerte sich daran, dass Birger immer davon gesprochen hatte, dass ein Adrenalinstoß durch seinen Körper gefahren war, wenn der Anruf über einen Leichenfund einging. Dieses Gefühl war ihr fremd. Auch in diesem Augenblick spürte sie nach Monaten mühsamer Schreibtischarbeit keinerlei Motivationsschub, weil endlich wieder Ermittlungen anstanden. Vielleicht war das so ein Männer-Ding, selbst in einem grausamen Mordfall eine Herausforderung zu sehen.

Auch bei Ole Andressen glaubte sie, solche Tendenzen zu sehen. Je besser sie ihn kennenlernte, desto überzeugter war sie, dass er trotz aller Unterschiede zu seinem Vater einen ganz ähnlichen Charakter besaß.

»Harald ist mit seinen Leuten bereits unterwegs«, durchbrach Sebastian ihre Gedanken. »Fahren wir mit der ganzen Mannschaft?«

»Ja, sag Morten, dass er Elif und Ole informieren soll. Wir treffen uns in einer halben Stunde an der Schleuse in Berkenthin.«

»Eine Sache noch«, sagte Sebastian etwas zögerlich. »Nicht, dass es eine Rolle spielt, aber ich hatte dir ja erzählt, dass ich aus dem Hamburger Speckgürtel näher an Lübeck herangezogen bin. Seit einigen Wochen lebe ich mit meiner Freundin

in einem kleinen Haus am Kanal. Nur ein paar Kilometer von Berkenthin entfernt.«

Ida-Marie war bereits aufgestanden und um ihren Schreibtisch herumgegangen. Eine halbe Körperlänge von ihrem neuen Kollegen entfernt blieb sie stehen und fixierte ihn eine Weile.

»Dann schlage ich vor, wir unterhalten uns auf der Fahrt mal ein wenig«, sagte sie schließlich. »Vielleicht weißt du ja bereits, wie die Menschen dort ticken.«